

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 75. Bromberg, den 31. März 1929.

Osterlied

Freut euch, alle Christenheit,
Gott hat nun überwunden
Die große Marter, die er leid't,
Die hat uns nun entbunden.
Große Sorge war uns bereit',
Welch' ist nun alle gar hingeleit';
Erstanden ist uns groß' Seligkeit.

Es ist ein österlicher Tag,
Den mag kein Mann g'nug loben.
Gott, der alle Dinge vermag,
Sein Lob soll man gemehren.
Christen nehmen des Tages wahr,
Und gehen samt zu der Engel Schar;
Da scheinet die liebe Sonne klar.

Hochgelobter Herre Christ!
Wir freu'n uns allesamt heute,
Alles, was das Leben hat,
Ich meine die Christenleute.
Nun singet, ihr Kinder, und werdet froh!
Es ist alles geschehen also.
Gelobet seyst du auch Maria!

Maria Magdalena zu dem Grabe ging;
Sie wollt' den Herren suchen,
Und fand den Engel. Trefflich Ding!
Sie grüßt ihn tugendlichen:
O Engel, liebster Engel mein,
Wo ist doch nun der Meister hin,
Und wo soll ich ihn finden?

Der Herr und Meister ist nicht hie,
Denn er ist auferstanden;
Er ist so früh gen Galilä,
Da ist er hingegangen.
Auf stieß er die Höllentür,
Und führet die Seelen alle herfür
Wol aus den schweren Banden.

Ehr' sey dem Vater und dem Sohn,
Dazu dem heil'gen Geiste!
O Herr Gott, uns'rer Sünd' verschon'
Zu dieser Zeit am meiste!
Gieb deinen Fried' und Einigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!
So singen wir Halleluja.

(Aus einem alten Chorbuch.)

Der abgewälzte Stein.

Eine Osterbetrachtung.
Von **Alexander v. Gleichen-Rußwurm.**

Wie im letzten Kapitel des Matthäus-Evangeliums erzählt wird, kam der Engel des Herrn vom Himmel, trat an das Grabgewölbe Christi, wälzte den Stein von der Tür und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz und sein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erschraken vor Furcht und wurden, als wären sie tot.

Der schwere Stein, der die Gruft verschloß, mußte abgewälzt werden, ehe die Auferstehung geschah; so muß er symbolisch für uns alle abgewälzt werden, wollen wir erlösender Osterstimmung teilhaft sein. In diesem Stein ist alles Drückende, auf dem Leben Lastende zum Sinnbild geworden, das Erdenschwere, das zwischen Wanderung und Erlösung liegt. Wer fühlt nicht solchen Stein, der ihm den Ausgang ins Freie wehrt? Wer fühlt nicht in unseren Tagen Zwang und Unfreiheit, die am Aufstieg hindern, an der ersehnten Entfaltung des eigenen erlösten Wesens?

Als der Engel des Herrn den Stein von der Grabestür fortgewälzt hatte, konnte sich das Wunder der Auferstehung vollziehen. Und wie jedes Menschenschicksal in sich, wenn auch im kleinsten Ausmaß, die großen Symbole erlebt, so mag jeder von uns voll Hoffnung der Stunde harren, in der ein Engel des Herrn von dem verschlossenen Grabgewölbe seiner Seele und seines Geistes den schweren Stein fortwälzt, der vor sein Hoffen und Sehnen, sein Walten und Wirken gestellt ist.

Dreifach spüren wir diesen Stein auf der Seele lasten. Zuerst der Sorgenstein, der wohl keinem erspart ist und dessen überwältigende Last am deutlichsten der persische Dichter Hafis bezeichnete, als er schrieb: „Selbst siebentausend Jahre voll der höchsten Freude und Wonne, sie wägen sieben Tage Sorgenzeit nicht auf." Von dieser Plage und Qual, die von den kleinen Alltäglichkeiten bis zum großen Leid das Leben vergiften, befreit nur die Gnade und läßt aus dem düsteren Gewölbe den Fuß in die sonnige Landschaft schreiten, aus dem Winter in den Frühlingsmorgen, aus der Angst in die Hoffnung, aus dem Zweifel in die freudige Gewißheit. Aber außer dem Sorgenstein, der in den äuße-

ren Verhältnissen gegeben ist, bedrückt im Inneren ein schwerer Stein Seele und Geist, so daß sie die Schwingen nicht frei entfalten können. Es sind die Vorwürfe, die wir uns machen, dieses oder jenes versäumt, falsch ausgeführt oder zu Unrecht getan zu haben. Die Kirche nennt diesen Stein das Gewissen, der Philosoph die bessere Erkenntnis. Wer sich im unfruchtbaren Grübeln bemüht, wird nie mit den Dingen fertig, wer offenen Herzens den Stimmen der Geisterwelt lauscht und die lichte Gestalt des Engels sieht, der auch für ihn in heller Frühlingsnacht die Tür des Grabes öffnet, wird allein jener Erlösung zugeführt, die Ostern bringt. Es mag Kinderglaube sein, aber nur der Kinderglaube überwindet den Zweifel. Der dritte Stein, der innen auf dem Herzen liegt, aber auch von außen auf uns geworfen wird, daß wir darunter zu vergehen glauben, ist der Neidstein. Er stört den sozialen Frieden und den Frieden im Herzen. Neid ist das ärgste Hindernis, das dem Erlösungswillen der Menschheit gegenübersteht, er ist am schwersten zu bekämpfen und zu überwinden.

Der Engel des Herrn, der den Stein abwälzte, den Stein, der zum Symbol des eingeengten menschlichen Lebens wurde, war von Gestalt wie der Blitz, so sagt der Evangelist. Blitzgewalt, Reinigen der Luft war also erforderlich, die Tür zu sprengen, ist heute noch nötig, um Sorgen, Selbstquälerei und Neid abzuwerfen, ehe man frei und sonnig in den Frühling gelangt. Nur in reiner Luft wirkt das Wunder, wirkt die Erlösung. Gereinigt sei der Alltag, gereinigt sei der Feiertag von allem Düsteren und Bösen, von allem Hader und Zwang, die uns die Gegenwart vergiften und gegen die wir einzeln kaum aufkommen können. Den Weg aus dieser Not heraus weist die Lichtgestalt des Engels, die Klarheit, die von ihm ausging. Sie gab im frühen Mittelalter Anlaß zur Feier der Ostervigilien.

In der alten Kirche verbrachte man den „großen Sabbat" — wie der Karsamstag hieß — in dumpfer Stille, die Seelen lagen symbolisch unter dem schweren Grabstein. Aber des Nachts werden all Kirchen feenhaft erleuchtet und die Wege, die zu ihnen führten, durch mächtige Wachskerzen in Lichteralleen verwandelt. Zwischen diesen Lichterbäumen wandelte bis zum Ostermorgen die Menge auf und ab. Wenn der erste Frührotstrahl am Horizont aufstieg, riefen die Geistlichen laut über die Menge „Christ ist erstanden", und die Menschen fielen sich um den Hals, den versöhnenden, erlösenden Osterkuß auszutauschen.

Auf welchen Engel aber harren wir? In schwerer, leiddurchfurchter Zeit, in der alles unsicher ist, die politische Entwicklung, das private Wirtschaftsleben, die Grundsätze von Ethik und Erziehung, das Recht und die Fragen des internsten Familiendaseins? Alles erschüttert, alles aufgestört, und jeder Lebensabend, der hätte friedlich sein können, von Wolken bedroht?

Wie uns der Stein, den die Osterfreude abwälzen soll, in dreifacher symbolischer Bedeutung vor Augen steht, so drängt auch die Klarheit des Engels in dreifacher Bedeutung auf uns ein. Seine Gestalt war wie der Blitz. Das ist Kraft und Zuversicht, daß die Luft wieder rein wird vom Gestank des unsauberen Treibens, das in wildem Auf und Ab den Tag und noch mehr die Nacht erfüllt. Das Leuchten, das von der Lichtgestalt ausging, bedeute für uns und alle Zeit den Hauch der Schönheit und Liebe, der jedes Opfer und jede Tat umspielen soll, auf daß sie fruchtbar wirke und Segen in die Herzen sende. Drittens ströme dies Licht in uns und gehen wieder von uns aus, die wir der Osterfreude und der Erlösung dieser Weltfrühlingsfeste teilhaft geworden sind. Der erlösende Osterkuß schließt die Zeit des Leidens ab, die mit dem verräterischen Judaskuß begonnen hat.

Die Erzählung des Evangelisten schließt aber mit den Worten, daß die Grabeshüter erschrocken wie tot hinfielen. Wer sind die Grabeshüter im übertragenen Sinn? Es sind die Schergen einer falschen Ordnung, die das Aufstrebende, das Große, das Herrliche, eindämmen möchten in den Kreis ihrer Kleinheit, ihrer Paragraphen aus Furcht vor dem Wunder. Es sind die Dunkelmänner aller Zeiten, die jeder Erlösung, jeder Freiheit, jedem Fortschritt den Weg versperren und bei denen jeder Osterkuß, jede Osterfreude vergebens bleibt. Sie wissen nur den Kuß des Judas zu benutzen. Hüten wir uns vor ihnen! Es gilt den Tag zu erleben, an dem die Ostersonne leuchtet, die Stimmung zur Freude mit sich fortreißt und die „falschen Wächter der Burg" erschrocken am Boden liegen. Glücklich, wer einen Engel findet, der den Stein von seiner Seele wälzt!

Das Kreuz erdrückt dich nicht; es zieht hinan.

M. Saur.

Letzter Hauch.

Von Lisa Nickel.

Noch deckte Nacht persisches Land. Säumte dem Sterben des Kaisers von Byzanz das Bahrtuch. — Schwer atmend lag Kaiser Julianus auf seinem Lager, das blasse Antlitz zum Vorhang gewandt, der ihn glimmende Lagerfeuer und ein Stück des Himmels sehen ließ. Und immer hing sein Auge an dieser einen Ecke des Firmamentes verzweifelnd und fragend, als könnte es ihm helfen. . . Die Wunde, die ihm ein persisches Schwert in die Brust gehauen, blutete, schmerzte von neuem. Aber er achtete nicht darauf, er starrte nur auf den Strich des Horizontes, an dem ein schwaches Hell aufleuchtete.

„Die Sonne", murmelte er, „die Sonne — ich kann nicht sterben — die Sonne . . . ."

Julianus Apostata, dessen Jugend in blutiges Morddunkel gehüllt gewesen, der dem strengen Christentum entsagte, um sich den lächelnden Göttern Griechenlands zu weihen, die er so grenzenlos liebt, die er anbetet als das ewige Symbol des Lebens, des ewig Gütigen, da die Religionen der Erde seinem zerrissenen Herzen keinen Frieden zu geben vermochten.

Heller und heller leuchtete der Schein am Himmel auf, und jäh schossen gleich weißglühenden Pfeilern die ersten Sonnenstrahlen empor, und majestätisch in ihrer stets aufs neue erschütternden Größe in ihrer unermeßlichen Pracht ging die Sonne auf. Licht fiel gerade in des Kaisers Augen. Da war es nicht mehr die Sonne, die er sah, eines Knaben blondlockiges Antlitz stand vor ihm, der ein Lamm auf seinen Schultern trug, und alle Liebe, nach der der einsame Herrscher sich gesehnt, nach der sein gemartertes Herz schrie, jene verzeihende, verstehende Güte, die der Abtrünnige ein Leben lang gesucht, es glänzte ihm aus den blauen, leuchtenden Augen entgegen. . . . .

Der Kaiser von Byzanz richtete sich auf, seine Rechte wies auf die Sonne und sein Gesicht schien von verklärendem Frieden übergossen, und mit leiser Stimme rief er: „Du hast gesiegt, Galiläer!"

Julianus Apostata hatte zum ersten Male der Welt seine Seele enthüllt.

Ostermorgen.

Von W. A. Krannhals.

In den Morgenstunden,
Wenn die Finken auf silbernem Amboß
Goldene Glöcklein schmieden
Seien deine Augen wach,
Wach wie Blumensterne!

In der Himmelsferne
Ziehe den Wolken nach

Weiß in seligem Frieden,
Eilen sie flüchtig, der Sonne Troß,
Über der Bäume Kuppelrunden, —,
Eile du nach!

Läute, läute der goldenen Glöcklein Glanz!
Fliege, fliege von Blüte zu Blüte!

Gleich der Falter lichtem Flügelschlagen,
Sollst du deine Seele fern
Über die goldenen Wipfel tragen!

Laß der Sonne warme Güte
Jedem, der dir begegnet, gern
In die wehenden Haare drücken den Kranz!

Löse du ganz,
Ganz löse du dich vom engenden Steine!
Stehe du auf,
Auf zu göttlicher Reine
Im Glanz!

Die Ohren des Osterhasen.

Im allgemeinen sind Buben netter als Mädel. Fragt man eine junge Dame, was sie sich — gegebenenfalls natürlich! — wünscht, so heißt es regelmäßig: einen Jungen! Vielleicht kennen die Frauen ihr eigenes Geschlecht zu gut . . . Schon als ganz kleine Dinger neigen sie in hohem Grade zu einer gewissen berechnenden Schlauheit — Züge, die sich späterhin selbstverständlich vollkommen verlieren.

Es gibt auch Ausnahmen, und zu diesen gehört auch Mimi, die Tochter meines alten Freundes Hans. Sie ist ein äußerst intelligentes Kind, deshalb habe ich sie zu meiner Nichte ernannt; das heißt: eigentlich hat sie mich zu ihrem Onkel ernannt — ein Beweis ihrer Intelligenz — aber es kommt auf dasselbe heraus, und außerdem tut es

einem Junggesellen doch sehr wohl, sozusagen Familie zu haben. Übrigens wird man als Onkel manchmal zum Essen eingeladen, und das hat auch seine guten Seiten. Man läßt sich's schmecken und macht die Bemerkung, wie hübsch es ist, wenn der andere verheiratet ist. Wirklich, es geht nichts über den Anblick stillen Familienglücks.

Besonders die Feiertage sind für einen Junggesellen gräßlich und bedrohen die gewohnte Heiterkeit der Seele. Ich war sehr vergnügt, als mein Freund Hans und seine Frau, die Dora heißt, mich für den Ostersonntag zu Mittag einluden. Eigentlich spart man ja kaum dabei, denn man muß natürlich etwas mitbringen; aber es gibt eben auch Gemütswerte. Ich kaufte also für Dora ein großes Schokoladen-Ei — die Hälften passen nie aufeinander, schon weil zu viel Pralinen darin sind, deshalb ist das Ganze mit einem roten Bändchen kreuzweise zusammengebunden, und dann geht das Bändchen auf, und die ganze Bescherung liegt auf dem Teppich — ich sage: ein Schokoladen-Ei, und für Mimi einen Schokoladenhasen von wenigstens einem halben Pfund. Mimi ist meine Nichte — warum soll sich das Kind nicht mal den Magen verderben, wenn es ihr Spaß macht? Sie wird ohnehin sehr knapp gehalten; zum Beispiel, als sie das Glas Mixedpickles leergegessen hatte — aber das wäre eine Geschichte für sich.

„Nein, so was!" sagte Dora, „Sie sind wirklich rührend! Sieh mal, Hans, dieses fabelhafte Ei! Das wollen wir aber gut — — huch!!" Das Bändchen! Ich hatte es ja gewußt. Ständig Pralinen vom Teppich aufzuheben wäre kein Beruf für mich. Es schadet der Bügelfalte.

Mimi bekam ihren Hasen; er saß in einem Körbchen, das mit grüner Holzwolle ausgelegt war, und spitzte die Ohren; ein Jäger würde hier wohl „Löffel" sagen, aber ich bin kein Jäger, und außerdem handelt es sich ja nur um einen Schokoladenhasen. Das Kind freute sich ungemein, indessen behauptete Dora, vor dem Essen dürfe der Hase nicht angeknabbert werden. Hans und ich fanden das roh, aber keiner traute sich etwas zu sagen.

Der Mittagsschlaf ist immer das beste am Essen. Dora zog sich in ihre Kemenate zurück, Hans ging in sein Arbeitszimmer, mich packte man auf das Sofa im Salon. Vorher aber gab es noch eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen den Ehegatten.

„Den Hasen werde ich wegschließen!" sagte Dora nämlich, „Mimi hat heute schon so viel süßes Zeug vertilgt —"

Hans gab sich einen Ruck: „Laß doch dem Kind sein Vergnügen! Das bißchen Schokolade — heute ist Feiertag . . ."

„Nein, es wird zuviel!"

„Dann schließe ihn wenigstens nicht weg! Ich finde das furchtbar unpädagogisch. Das Kind muß dieses Wegschließen als Beweis des Mißtrauens auffassen und wird dadurch verletzt, wenn nicht gar verbittert gegen seine eigenen Eltern! Ja, ja — Kinder neigen sehr zu solchen Regungen! Du weißt gar nicht, wie du dich durch derartige Maßnahmen an der jungen, zarten Seele versündigen kannst."

„Aber wenn ich ihn stehen lasse, frißt sie ihn auf!" sagte Dora.

Hans schüttelte mißbilligend den Kopf. „Erstens sollte man in Gegenwart des Kindes niemals „frißt" sagen, nicht wahr! Zweitens — komm' mal her, Mimi! — ist meine Tochter ein vernünftiges, kluges Kind, und ein gehorsames Kind! Wenn ich dir jetzt sage, Mimi, daß es sehr ungesund für dich wäre, den Hasen zu essen — wirst du es dann tun?"

Mimi, zwischen die Knie ihres Vaters eingekeilt, sozusagen im moralischen Schraubstock, warf einen sehnsüchtigen Blick nach dem Schokoladetier, überlegte und fragte dann: „Gar kein kleines bißchen?"

„Doch!" sagte Hans, strahlend vor Güte und Erziehungskunst, „ein bißchen darfst du schon essen. Die Ohren, Mimi! Aber nur die Ohren, weiter nichts! Verstanden? Versprichst du's mir?"

„Hm!" nickte Mimi und gab ihm die Hand darauf.

Hans erhob sich und sagte etwas malitiös zu Dora: „Siehst du, so machte man das! Nur keinen Zwang! Lediglich was freiwillig geschieht, hat sittlichen Wert." Und zu mir: „Dora ist sonst eine prachtvolle Mutter; nur beim Verständnis der Kinderseele — da hapert es manchmal ein bißchen. Na, dafür bin ich ja da!" —

Dora war merkwürdigerweise gar nicht beleidigt. Aber sie schwieg. Mir kam das komisch vor.

Mimi blieb mit ihrem Osterhasen allein.

Anderthalb Stunden später versammelten wir uns um den Kaffeetisch. Dora war immer noch nicht beleidigt.

Mimi saß ganz harmlos da. Als sie aber den Kuchen zurückwies, stieg in Hans offensichtlich ein Verdacht auf. Er sah in der Stube herum und entdeckte das Körbchen mit der grünen Holzwolle — ohne Hasen —

„Nun hast du ihn **doch** weggeschlossen!" sagte er, „wenn du mir doch nur —"

„Ich? Ich habe ihn überhaupt nicht angerührt. Ehrenwort!"

Hans stellte seine Tasse hin und blickte Mimi an. „Hm . . . weißt **du** vielleicht, wo der Hase hingekommen ist?"

Mimi schwieg.

Hans bekam einen roten Kopf. „Na — wo ist er also?"

„Gegessen!" sagte Mimi nach ein paar Augenblicken inneren Kampfes.

Dora lächelte Nadelspitzen.

„Das ist stark!!" Mimis Erzeuger lehnte sich zurück. „Hab' ich dir denn nicht ausdrücklich gesagt, daß du nur die Ohren —"

„Ja ja —!" sagte Mimi mit ihrem gekränktesten Blick, „ich hab' halt **von hinten angefangen!**" Kauz.

Von der neuen Frühjahrsmode.

Von Else Pauli.

Nachdem in den letzten Jahren eine ziemlich bunte Modeströmung vorherrschte, ist die Mode ruhiger geworden. Selbst die Jugend hat von der etwas übertriebenen Farbenfreudigkeit Abschied genommen und teilt sich mit den reiferen Jahrgängen in die weich getönten Stoffe. Beige in den verschiedenen Schattierungen geht voran; man sieht schon jetzt mancherlei Anläufe zu den grauen Stoffen, von der Sackleinenfarbe an bis zu den dunklen, braungrauen Valers. Wollstoffe werden in der kommenden Saison die große Mode, denn das Merkmal der neuen Richtung ist eine unterstrichene Weichheit, die sich sowohl in der Farbe als auch in der Linienführung durchsetzt. Darum kommt man wieder einmal zu der blauen Farbe zurück, die als zu „solide" jahrelang von der großen Mode hintan gesetzt worden war. Blau dürfte viel getragen werden. Man bringt unendlich zarte Töne, Wasserblau, chinesisch Blau, Taubenblau in den Handel, und im Sommer wird sicherlich auch das sentimentale Vergißmeinnichtblau verlangt. Auch heute trifft man schon frühsommerliche Töne, so gibt es einen Ton, der an Lindenblütentee erinnert, er wird bestimmt sehr viel Anklang finden. Mandelgrün ist viel vertreten, auch ein grelles Ziegelrot, das sehr apart wirkt, neben den neuen weichen Tönen indessen eine Ausnahmestellung einnimmt. Nicht nur die älteren, sondern auch gerade die jungen Frauen werden viel Braun tragen, denn diese Farbe in reichlichen Schattierungen läßt sich sehr gut verwenden; sie ist auch recht kleidsam und durchaus nicht „alt", wenn die Trägerin halbwegs jugendlich aussieht.

Die angeführten Farben kommen für die neuen Wollstoffe in Betracht, und diese wird man für die kommenden Mäntel verwenden, vor allem für das kommende Kostüm, das wieder große Mode werden soll. Ein besonderes Interesse erwecken die merkwürdigen hellen Mantelstoffe, die netzartig gewebt sind; sie sehen mehr oder weniger durchbrochen aus; man wird sie wahrscheinlich für die warme Jahreszeit aufsparen. Eine besondere Neuheit, die es früher bestimmt nicht gab, ist das sogenannte sportliche Ensemble, es besteht aus drei Teilen: Jumper, Rock und Jacke. Für einfache Nachmittagsensembles wird man Wollgeorgette wählen, sie werden indessen auch in Wollkrepp gearbeitet, auch durchbrochene Stoffe kommen dafür in Betracht. Eine große Zukunft hat ein alter Bekannter, der viele Jahre bescheiden im Hintergrund auf sein Stichwort gewartet hat: der Wollmusselin. Da diese Stoffart nicht teuer ist, kann sich die Musselinmode stark verbreiten. Sie wird sicherlich in die breiten Schichten des Publikums eindringen und infolgedessen wahrscheinlich nicht von langer Dauer sein. Musselin kann sehr vielseitig bedruckt werden, man wird moderne, kubistische Muster sehen, es werden aber auch Blumen- und Streuornamente in den Handel kommen. Für das zeitige Frühjahr sind die mehr oder weniger leichten Wollstoffe gedacht, für das spätere Frühjahr hat man Seide vorgesehen, bedruckte Seide, die der Kleidung etwas Fröhliches, Beschwingtes gibt. Man wird sich nicht mit ein bis zwei Druckplatten begnügen; es gibt bereits Druckmuster in sechs Farben, die dementsprechend nicht billig sein können. Unregelmäßige Muster, die der neuen Richtung gerecht werden, sind große Mode, der Punkt hat als Ornament seine Bedeutung verloren. Dreiecke, Vierecke, Ovale sind beliebt, man bringt kleine und mittlere Muster in den Handel. Neuartig ist der kunstseidene Voile, der sehr lebhaft bedruckt wird; er hat große Aussichten für den Hochsommer. Für Sportkleidung wird sich die Rohseide behaupten, einfarbig oder gestreift, für leichte Straßenkleider ist Foulard vorgesehen, auch satinartige Stoffe haben auf diesem Gebiet große Aussichten.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

(19. Fortsetzung.)

Sie nahmen ein Auto und fuhren zum Schiff zurück. Und als ob ein guter Genius neben ihnen sitze, so leuchteten Ralphs und Marys Augen in einem Schimmer von Hoffnung, wie dieser kluge Mann sofort seine Pläne für die nächste Zukunft entwickelte. Mit all seinem Spürsinn, der ihn wie einen edlen Jagdhund auf den Fährten der Verbrecher bleiben ließ, stürzte sich Eberstein auf die Spur Dr. Werkmeisters.

Er raste im Auto nochmals zu allen Stellen, von denen irgendeine Auskunft zu erhoffen war. Seine weit verbreiteten Kenntnisse reichten bis zu den Südseeinseln und ihren Bewohnern. Durch Ausfragen von Matrosen und Lastträgern, die vor drei Wochen mit Leuten der „Berlin" in Fühlung getreten waren, gelang es ihm, festzustellen, daß Kapitän Schultze zunächst die südlichste der Salomonen anlaufen und dann nördlichen Kurs hatte nehmen wollen. In dieser Richtung also mußte man suchen.

Am Abend desselben Tages lichtete die „Tarantella" die Anker.

Auf der Kommandobrücke stand neben Streck die lange hagere Gestalt Ebersteins, und sein klares Auge bohrte sich ins Weite, als ob er schon jetzt die Rauchfahne der „Berlin" erblicken könne.

Siebzehntes Kapitel.

Für die beiden Gefangenen — als solche mußten sie sich wohl betrachten — verlief das Leben auf der Südseeinsel nicht unangenehm. Es wurden ihnen alle Freiheiten gewährt. Man betrachtete sie beinahe als zum Dorf gehörig, und räumte ihnen eine Hütte auf ebener Erde ein.

Nur, als sie einmal einen weiteren Spaziergang unternommen hatten, und in den Pfad einbogen, auf dem sie den Kanaken in die Hände gefallen waren, tauchten aus dem Dickicht einige Schwarze auf, die mit ihren Speeren mit Obsidian-Spitzen in nicht mißzuverstehender Weise kundtaten, daß ein Weitergehen ausgeschlossen sei. Ein Kampf hätte auch jetzt den sicheren Tod bedeutet.

Seufzend kehrten also die beiden Forscher um, es schien, daß die Wilden beschlossen hatten, sie nicht mehr aus ihrem Dorfe fortzulassen.

Von den Matrosen war keine Hilfe gekommen. Wahrscheinlich hielten sie die beiden Forscher für verloren.

Es waren einige Tage vergangen, ohne daß sich an ihrem Leben etwas geändert hätte. Sie hatten große botanische Ausbeute gemacht. Herrliche ganz neue Orchideenarten hatten sie gesammelt, eine ganze Büchse war gefüllt mit jener seltsamen Pflanze, die sie „Antidotum" getauft hatten.

Da machte sich eines Nachmittags eine starke Bewegung unter den Schwarzen bemerkbar.

Die Männer eilten, die Speere schwingend, zum Strande hinunter, während Greise und Weiber mit ihren Kindern eilig im Urwald verschwanden.

Der Grund sollte ihnen nicht lange verborgen bleiben. Ein kleiner Kutter, die Segel nach Art chinesischer Dschunken aufgetakelt, mit einem elenden Außenbordmotor versehen, der erbärmlich puffte, suchte sich einen Weg durch den wellenschäumenden Korallengürtel, und hielt geradewegs auf den kleinen, natürlichen Hafen der Eingeborenen zu.

Vor Freude umarmte Werkmeister seinen Famulus, und dann eilten sie mit den Schwarzen zum Strande, um ihren Befreier zu begrüßen; denn sie zweifelten nicht, daß es Kapitän Schultze sei, der mit diesem Fahrzeug zu ihrer Befreiung zurückkehrte.

Ihre Hoffnungen sollten bald zuschanden werden.

Statt der erwarteten Weißen starrten schwarze, rohe Kanakengesichter über Bord, und ein großer, rothaariger Mann, dessen rechter Arm bis zur Schulter amputiert war, sprang mit wüstem Fluchen in eine kleine Jolle, die zwei Schwarze eiligst an Land ruderten.

Der Mann saß inmitten des Bootes auf einem kleinen Faß und blickte mit seinem, vom Schwarzwasserfieber aufgedunsenen und von Alkohol geröteten Gesicht auf die beiden Weißen, die seiner Ankunft mit begreiflicher Erregung entgegensahen.

Eine Reihe von Flüchen war das erste, was sie zu hören bekamen, dann kam der Kapitän — denn das war er augenscheinlich — eine Peitsche, mit der er seinen Schwarzen von Zeit zu Zeit kräftige Hiebe versetzte, unter dem Arm, auf die beiden Weißen zu.

„Was macht ihr hier?" schrie er sie ohne weitere Einleitung an.

„Habt hier nichts zu suchen, der Teufel soll euch holen, und sämtliche Haifische euch fressen, wenn ihr hier nicht so schnell wie möglich verschwindet!"

Er knallte mehrere Male mit seiner mächtigen Peitsche in die Luft, um seinen Worten größeren Nachdruck zu verleihen.

„Ein freundlicher Herr!" meinte Mechtle zu Werkmeister, der mit einer förmlichen Verbeugung auf den Fremden losging, sich ihm vorstellte und ihm in kurzen Worten ihre Erlebnisse schilderte.

Der Kapitän knurrte bloß. „So so, Deutsche, seid froh, daß ihr keine Engländer seid, sonst würde der einarmige John kurzen Prozeß mit euch machen. Die Kerle stecken ihre Nase in alles Mögliche, was sie nichts angeht und verderben einem das Geschäft, wo sie können!"

„Na nach Ihrer Sprache scheine Sie doch auch zu dieser Ihnen verhaßten Rasse zu gehören", sagte Mechtle leichthin.

Der Einarmige sah ihn mit einem bösen Blicke an. „Ire!" stieß er kurz hervor. „Dublin. Lebe schon seit zwanzig Jahren in diesen verdammten Kolonien. Man kennt mich hier unter dem Namen der „einarmige John". Noch nie von mir gehört, wie?"

Sie versicherten, diesen Namen noch niemals vernommen zu haben.

John lachte roh. „Wird noch kommen!"

Werkmeister unterdrückte mühsam seine Erregung über die schroffe Art des Ankömmlings. Aber seine Zornesadern begannen zu schwellen.

„Wir sind froh, daß Sie gekommen sind, Kapitän, denn wir können mit Ihnen zu bewohnteren Gegenden gelangen."

Der Ire pfiff kurz auf zwei Fingern seiner Hand, um seine Schwarzen herbeizurufen, dann wandte er sich Werkmeister zu.

„Habe andere Ladung einzunehmen als euch, versteht ihr? Außerdem bin ich kein Kapitän, sondern Pflanzer — dort" — er wies mit der Peitsche nach Süden. Er schrie seine Schwarzen mit seiner vom Alkohol brüchigen Stimme an: „Vorwärts, schafft das Fäßchen an Land, oder ich schneid euch die Haut mit meiner Ledernen!"

Die Eingeborenen umstanden indes in weitem Kreis die Gelandeten, ihre Ansichten über deren Absichten austauschend.

Sie zeigten sich zunächst zurückhaltend, namentlich der Häuptling, der wohl in dem Fremden einen Anwerber vermutete, stand mit finsterer Miene auf seinen Speer gelehnt.

Der einarmige John ließ seine Rassegenossen kurzerhand stehen und wandte sich zu den Kanaken: „Halloh, old boy!" brüllte er, eine Pulle Whisky aus der Tasche ziehend, — „hier einen Willkommenstrunk!"

Er reichte dem Luluai die Flasche. Der roch vorsichtig daran, als er aber den Schnaps witterte, setzte er sie an den Mund und trank mit gurgelnden Lauten.

John riß sie ihm lachend weg: „Na, nicht alles auf einmal, sonst liegst du hier am Strande wie 'ne faule Kokosnuß. Die anderen wollen auch was haben!"

Gierig stürzten sich die Wilden auf das ungewohnte oder langentbehrte Getränk.

Eine groteske Kneiperei am Strande hub an.

Die beiden schwarzen Begleiter des Iren hatten das Schnapsfäßchen geöffnet. Die Wilden, in wüsten Knäueln um den Branntwein gelagert, hielten die Hände auf und schlürften das köstliche Naß, bis sie sinnlos betrunken niederfielen, oder wilde Tänze begannen.

„Sauft, Jungens, sauft, auf dem Kutter ist mehr von dem Zeug!" John feuerte die Schwarzen immer mehr zum Trinken an.

Die Weißen standen unbeachtet und sahen der Orgie zu. Werkmeister wandte sich zu dem empört dreinschauenden Mechtle:

„Der Kerl machte die Leute betrunken, um sie entweder mit List oder Gewalt auf sein Schiff zu bringen. Auf den meisten Südseeinseln fehlt es an Arbeitskräften und trotz aller Anstrengungen der Engländer werden diese armen Wilden — oft mit Gewalt — entführt, um als Arbeitssklaven Verwendung zu finden."

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.